Täglicher Richmonder Anzeiger.

Redigirt und herausgegeben von B. Hassel, 194 Broad-Straße.

4. Jahrgang. Richmond, Va., Dienstag, den 5. Januar 1858. No. 64.

The German RICHMOND ADVERTISER,
B. Hassel, Editor and Proprietor,
Is published every day, Sunday excepted, at $5 per Annum, payable in advance, or 12 Cts. per Week. Terms for Advertisements reasonable.
OFFICE: 194. BROAD STREET.

Bedingungen.

Der „Anzeiger" erscheint jeden Morgen, Sonntags ausgenommen, zu dem wöchentlichen Subscriptionspreis von 12 Cts, der an die resp. Träger zu entrichten ist. Jährlicher Abonnementspreis $5 bei Vorauszahlung. — Auswärtige Abonnenten belieben den Betrag an den Herausgeber (Letter-Box 675) gefälligst einzusenden.

Entsprechende Beiträge und Mittheilungen werden dankbar entgegengenommen und auf Verlangen honorirt.

Anzeigen und Bekanntmachungen aller Art werden unter folgenden Bedingungen aufgenommen: Einmalige Einrückung eines Squares (10 Zeilen oder weniger bilden einen Square) 50 Cts., zweimalige Einrückung 75 Cts. und für jedes weitere Mal 25 Cts.; für einen Monat $2.50, für zwei Monate $4.00 für drei Monate $5.00, für sechs Monate $8.00, für zwölf Monate $12.00. Größere Anzeigen werden verhältnißmäßig berechnet und finden hierbei die resp. Abonnenten besondere Berücksichtigung. — Anzeigen können bis um 7 Uhr des vorhergehenden Tages eingesandt werden.

Treue Liebe.

Es steht am Meeresstrande
Eine stille bleiche Maid,
Barfuß im kalten Sande
Mit flatternd dünnem Kleid.

Und auf die schaumzersprühten
Und krausen Wogen aus
Streut sie zerpflückte Blüthen
Aus einem frischen Strauß.

Und wie mit den empfangenen
Die Welle naht und flieht,
Singt sie mit unbefangenen
Tönen ein leises Lied:

„Mein Lieb, in Meeresgründen,
Komme, o komm zu Licht,
Der Strauß hier mag Dir's künden,
Ich bin's! — Hörst Du mich nicht?

Ich bin's, in Windeswehen,
In Sturmgeheul und Graus
Schaut ich, nach Dir zu sehen,
Mir bald die Augen aus.

Die Leute spotten meiner,
Ich sei im Geist verwirrt,
Weil ich hier harrend Deiner,
So lang' umhergeirrt.

Sie wissen's nicht, die Thoren,
Daß so, wie wir geliebt,
Und so, wie wir geschworen,
Es keine Trennung giebt.

So komm, laß mich nicht länger
Vom Frost durchschauert hier,
Wo's mich nur bang' und bänger
Hinunter zieht zu Dir.

O, höre Lieb mein Flehen,
Schon netzt die Fluth den Fuß,
Sende in Sturmeswehen
Treuer Liebe den Gruß!

Ha! — klang nicht aus dem Grimme
Des Meers der theure Laut? —
Das — das war seine Stimme!
Hier ist — hier kommt die Braut!"

Am stillen öden Strande,
Vom Fluthenstrom umzischt,
Am Muschelkies und Sande
Bricht sich der Wellen Gischt.

Doch auf den schaumzersprühten,
Und krausen Wogen hin,
Treibt, zwischen Blum' und Blüthen
Die todte Sängerin!

Des Schulzen Fritz.

Eine Geschichte aus der rheinischen Pfalz

von

August Becker.

Da haben wir's wieder gesehen,
Was falsche Liebe nit thut!
Volkslied.

(Fortsetzung.)

Auf dem Platze am großen Dorfbrunnen stehen wie gewöhnlich auch heute Abend die jungen Bursche aus dem Dorfe, und plaudern und singen trotz der rauhen Witterung. — Es ist das Spätjahr an Werktagen nicht gerade eine lustige Zeit für die jungen Leute; da giebts für die Mädrle allerhand zu thun an den Abenden, — der Hanf ist noch nicht gemacht, und also giebt es noch keine Kunkelstuben, wo die Burschen sich einschleichen könnten, und wenn einer ja ein Mädel dennoch sprechen will, so kann es höchstens noch am Brunnen beim Wasserholen oder an den Küchenfenstern geschehen, d. h. wenn man sich nicht ins Schlafkämmerchen getraut. So wissen denn die Bursche nichts Besseres zu thun, als in den Gassen des Dorfes oder vorn am Brunnenplatz ihre Lieder zu singen, um den Mädeln ein Zeichen zu geben, daß man in der Nähe ist. Da sind sie sicher, daß der Herzallerliebsten in der Stube beim Kastanienschälen oder sonstiger Herbstarbeit eben das Herz klopft, wenn sie ihr Lieblingslied hört, und vielleicht öffnet sie dann ihr Fenster, um besser horchen zu können, wie z. B. in diesem Augenblick des Bürgermeisters Kathel thut. Die steckt ihr Köpfchen ungeduldig zum Kammerfensterchen hinaus, denn sie war heut Abend schon wieder früh heraufgegangen; draußen auf der Straße war's dunkel, sie konnte Niemanden sehen, aber sie hörte ihr Leiblied mit seiner hellen, klingenden Weise herüber tönen, während der Nachtwind ein Blatt ums andere von dem Rebstocke und dem Kirschenbaume vor dem Fenster hinwegriß; sie hätte gern einem der hinwegfliegenden Blätter die Ungeduld ihres Herzens anvertraut, wenn sie gewußt hätte, daß es dort hinfliege, wo die Bursche beisammen standen; aber so mußte sie warten, bis das Lied und vielleicht noch mehrere abgesungen waren. Die Bursche aber sangen:

Wenn ich gleich keinen Schatz mehr hab',
Werd ich schon ein'n finden,
Ging das Gösselein auf und ab,
Bis an die Linden.

Als ich an die Linde kam,
Stand mein Schatz daneben:
„Grüß dich Gott mein herztausigster Schatz,
„Wo bist du gewesen?"

„„Wo ich gewesen bin,
Darf ich dir schon sagen,
Bin gewesen in dem fremden, fremden Land,
Hab' viel erfahren.

Was ich erfahren hab',
[illegible]
Hab' erfahren daß die jungen, jungen Leut'
Bei einander schlafen.""

„Bei einander schlafen sie,
Aber doch in Ehren —
Du sollst kommen alle Samstags Nacht,
Doch in allen Ehren."

„„Zwischem Berg und tiefem Thal,
Saßen einst zwei Hasen.
Fraßen ab das grüne, grüne Gras,
Bis auf den Rasen.

Und als sie satt gefressen waren,
Setzten sie sich nieder ——
B'hüt' dich Gott, du herztausiger Schatz,
Komm' dir nimmer wieder."""

Kaum war der Gesang zu Ende, als sich die Burschen auch schon trennten, denn das Wetter wurde immer unfreundlicher, und einzelne kalte Regentropfen, die dem schweren Gewölk entfielen, genügten, die nach dem Schatze oder der warmen Stube lüsternen Leutchen von der Gasse zu verscheuchen. Einer blieb aber vor dem Hause des Bürgermeisters stehen, sah sich rings um und kletterte dann mit einer Sicherheit und Gewandtheit den Rebstock hinauf, welche schließen ließen, daß er den Weg nicht zum Erstenmale mache. Freilich machte er ihn nicht zum Erstenmale; vor zehn Jahren hatte er das Rebengeländer oder den Kirschenbaum mehr als einmal erstiegen, wenn es des Bürgermeisters Kathel nach Trauben oder Kirschen gelüstete. Damals war er noch ein Kind und heute der kräftigste, sauberste Bursche im Dorfe, und auch jenes kleine Zuckermädel der Frau Bürgermeisterin lachte ihm jetzt von oben als eine gar liebe, große, schöne Jungfrau zu. Die Muthwillige rauste ihm scherzend das Haar, als sie es erreichen konnte und versuchte zu schmollen:

„Du bist recht bös, Fritz! Wenn's nun Jemand sehen thät, was müßt' es von mir denken?"

„Es brauchts ja Niemand zu sehen, drum laß mich schnell hinein!" rief der Bursche und sprang behend ins Zimmer, um gleich darauf des Mädchens Rosenbäckele zwischen die Hände zu nehmen und das Spitzmäulchen nach Herzenslust abzuschmatzen. „Heute ist schon wieder ein Freier für dich dagewesen?" fragte dann der Verliebte in einem Tone, der hinlänglich ausdrückte, welche geringe Besorgniß ihm das machen könne.

„Ja," lispelte das Mädchen, und erwiederte die Liebkosungen ihres Geliebten. „Des Ochsenwirths Sohn von Heuchelheim war da und will bis Sonntag auf die Nachkirchweih wieder kommen. Der dürfte gleich daheim bleiben, es ist doch umsonst. Meine Leute meinen es müßte sein, weil er noch eine Schwester hat, die unser Michel, als reicher Wittmann heirathen könnte, — aber ich will doch einmal sehen, ob sie mich zwingen können, ihn zu nehmen."

So plauderten die Glücklichen, gedachten ihrer Kindheit und ihrer Zukunft, und wie gewöhnlich schwuren sie sich auch heute wieder ewige Liebe und Treue; der Fritz hatte vergessen, daß er Knecht, und Kathel, daß sie des Bürgermeisters Tochter sei und geldstolze Eltern habe, die um keinen Preis ihre Liebe zu dem armen Fritz, der im Hause diente, zulassen würden, so sie darum wüßten.

Eine Stunde ging so hin unter süßem Geplauder und Gekose; Fritz mußte jetzt fort auf dem nämlichen Weg, auf dem er gekommen war, um durch das Hofthor ins Haus zu gelangen, damit sich kein Verdacht erheben könne. Als er sich eben von dem Rebstock auf den Boden schwang, sah er den Knecht, welcher drüben bei des Bürgermeisters Michel diente, über die Gasse schleichen. Der Knecht war ihm feind, und ein erbärmlicher Bursche, der, wenn er ihn gesehen, nicht anstehen würde, es zu verrathen. Er zog sich bekümmert in seinen Pferdestall zurück, denn er fürchtete sehr für das geliebte Mädchen, wenn ihr Verhältniß zu ihm auffäme.

* * *

Des Schulzen Fritz saß den andern Tag in aller Frühe schon auf seinem Rappen, um hinaus ins Blochfeld zu fahren, wo er heute ackern wollte. Es war ihm dabei nicht gar wohl zu Muthe, als er so dahin fuhr, — er hatte beim Ausfahren gesehen, daß des Bürgermeisters Michel mit einem Gesichte, als wolle er ihn auffressen, an ihm vorbeigegangen und in seiner Eltern Haus getreten war. Indem er seine Pferde noch aus dem Brunnentroge tränkte, hatte er die Gelegenheit benutzt, auf das laute, heftige Reden im Hause zu merken, und bald schwand aller Zweifel, ob er verrathen sei. Seine Ahnung von gestern Abend hatte ihn nicht betrogen.

„Sollen wir das erleben," hörte er deutlich den Michel rufen, „daß es noch heißt: des Bürgermeisters Ihre hats mit dem Knecht im Hause! Sollen wir so in den Leuten ihren Mäulern herumgehen? Lieber dreh' ich der Schlange den Hals um, lieber breche ich dem Laus-

Fritz richtete sich bei diesen Worten des brutalen Michels in seiner ganzen Höhe auf den Rappen empor, — sein Gesicht überflog die Röthe des Zorns, und er wäre gerne abgestiegen, um dem Wüthenden in der Stube zu sagen, daß er vielleicht hiebei doch zu kurz kommen würde; aber er dachte an die Kathel, deren Ruf ein solcher Lärm nur schaden könnte, und fuhr weiter zum Dorf hinaus. In der Wohnstube seiner Eltern wüthete aber der Michel immer fort und fuhr um sich mit einem Heilig Donnerwetter um das andere. Der alte Bürgermeister hatte sich im Bette aufgerichtet, rieb sich die Augen und sagte in einem fort: „Ja, Hotz Streich! So Eine ist unser Kathel! Wer hätte das von dem Mädel geglaubt? Will sie sich die Kinderpossen nicht aus dem Kopfe schlagen? Hotz Streich! das wäre mir eine schöne Geschichte."

Jetzt aber winkte die Frau Bürgermeisterin ihrem Sohn und Manne zu schweigen und keinen Lärmen zu machen, damit es nicht unter die Leute komme. „Wenn man sich die Nase abschneide, verschändet man sich das Gesicht," sagte die kluge Alte. „Still jetzt von der ganzen Sache, — der Fritz muß aus dem Hause und das auf der Stelle, — Unsere aber macht sich gefaßt, des Ochsenwirths Sohn zu heirathen. Damit hat die Geschichte ein Ende." — Darin hat sich aber die Frau Bürgermeisterin geirrt, die Geschichte sollte mit dem Wegschicken des von ihrer Tochter Geliebten noch kein Ende haben, und ihr selber noch oft genug sauer aufstoßen in der Folge. —

Während dies Alles in dem Hause seines Dienstherrn vorging, machte unserm Fritz das Ackern gar keine Freude. Mehrmals hielt er die Pferde an, setzte sich auf den Pflug und starrte in den Nebel hinein, der dick und schwer überm Felde lag, — oder schlug mit der Peitsche nach den Raben und Krähen, die in den frischen Acker-Furchen sich die Regenwürmer und Maden aufhackten; so ließ er denn an den schreienden dreisten Vögeln seinen Unmuth aus, denn er konnte die heute Morgen gehörten Worte nicht so leicht verschmerzen; — zum erstenmale grollte er so recht dem Schicksale, das ihn — den Enkel, des alten, reichen Dorfschulzen — zum Dienstknecht werden ließ und ihm seine junge Liebe so sehr verbittern wolle. Aber dann tröstete er sich, daß die Kathel ihn trotz seiner Armuth nimmermehr lassen würde, — er dachte daran, wie herzlich sie, wenn er im Stalle oder sonst im Hause etwas arbeitete, ihm von ihrem Zimmer aus das Lied herüberschallen ließ, worin es heißt:

Vater und Mutter wollen es nicht leiden,
Gelt, mein Schatz, das weißt du wohl;
Vater und Mutter, und Schwester und Brüder,
Daß ich dich nicht nehmen soll!

Leise summte er selbst das Lied für sich hin, aber auch das Singen freute ihn heute nicht sehr. Etwas Lustiges hätte er gar nicht zuwege gebracht. Immer kamen ihm wieder solche Lieder zu Sinne, die mit seiner Stimmung harmonirten und auf seine eigenen Verhältnisse Bezug haben konnten. Trübe brummte er jetzt:

Warum ist denn die Armuth so sehr verach't?
Man stellt sie hinter die Thür.
Hätt' ich nur dreitausend Dukaten in der Hand,
So zög man mich herfür!

und als er so einige Verse vor sich hingesungen hatte, war er froh, von der Mittagsglocke hellen Klängen, die vom Dorfe im Nebel herüberhallten, unterbrochen zu werden. Mit bangem Herzen und der Frage, was Alles zu Hause heute vorgefallen sein mochte, kehrte er mit seinen Pferden heim. Die Kathel stand heute nicht unterm Thor, um ihm heimlich zuzublinzeln, aber die Magd vom Hause, die rothe Fränz, die den hochmüthigen Fritz nicht leiden konnte, stand dorten — und er konnte ihr etwas wie Hohn und Schadenfreude im Gesicht ablesen. Kaum hatte er die Pferde in den Stall gebracht, als auch schon der Bürgermeister herauskam und, nachdem er etwas von dem Willen der Frau Bürgermeisterin gestammelt, ihm kund gab, daß er sich um einen andern Dienst umsehen möge. Der Fritz nahm dies ohne alle Erwiederung hin, putzte noch einmal seine Pferde und tränkte die lieben Thiere, von denen er sich jetzt trennen sollte, wobei ihm, ohne daß ers wußte mehr als eine Thräne in den Wassereimer fiel. Dann und wann sah er auch nach den Fenstern hinüber, aber da war kein Kathle zu sehen, und als dann der Bürgermeister mit seinem Dienstlohn kam und ihm dann kalt gesagt hatte, daß er jetzt gehen könne, da nahm er seine sieben Sachen zusammen und schlich ohne Jemanden ein Wort zu sagen, durch die Grasgärten hinterm Dorfe hinauf, nach dem kleinen Häuschen des alten Jergmichel.

Während noch am nämlichen Abend am großen Dorfbrunnen von den Mädeln und Weibern über nichts anders geplaudert wurde, als daß des Bürgermeisters ihr die Andere jenes als Ursache anzugeben wußte, Alle aber darin überein kamen, daß es dem stolzen Schulzenfritz, der so hoch hinaus wolle, und sich mit keinem Mädel aus dem Dorfe abgegeben hatte, recht geschehe, — saß Fritz trüb vor sich hin oder in die Ofengluth starrend, in dem engen Stübchen des Häuschens auf dem Kirchberg, das der alte, treue Jergmichel bewohnte, und das ihm lange Zeit ein Obdach und seiner armen Mutter ein Todtenbett gegeben hatte. Der alte Jergmichel rückte, den Glatzkopf schüttelnd, den strohgeflochtenen Großvaterstuhl näher an den Ofen, die alte Liese legte noch mehr Holz in die Gluth, die Heimchen zirpten so traulich wie sonst aus ihren Verstecken hervor, wenn es ihnen nur gelungen wäre, die frühere Behaglichkeit und Gemüthlichkeit durch ihre Stimme heute Abend auch an den stillen Heerd hin zu locken. Aber die Stimmung der um den Ofen Sitzenden war weit davon entfernt, den Namen einer traulichen und heimlichen zu verdienen, das könnte man den Leuten schon am Gesicht ansehen, wenn das Oellicht schon angesteckt wäre; als ob man sich scheute, einander ins Gesicht zu sehen, hatte Niemand noch nach Licht begehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Krisissprüche von Göthe.

1.

Eine Bresche ist jeder Tag,
Die viele Menschen erstürmen,
Wer auch in die Lücke fallen mag
Die Todten sich niemals thürmen.

2.

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen,
Harte Bissen giebt es zu kauen,
Wir müssen erwürgen oder verdauen.

3.

Was giebt uns wohl den schönsten Frieden,
Als frei am eignen Glück zu schmieden?

4.

Das Beste in der Welt
Ist ohne Dank
Gesunder Mensch ohne Geld
Ist halb krank.

Grabschrift auf einen Feinschmecker.

Im Leben räsonnirte er,
Gab's Braten nur zu schauen,
Er wollt' das Allerfeinste nur
Stets essen und verdauen.
Jetzt liegt er acht Schuh tief versenkt
Hier in des Kirchhofs Auen,
Wie es der Tod beschlossen hat,
Und — muß nun Erde kauen.